

Ersteinstufig
nachmitt. mit Auszuge
bei Sonn- und Feiertage.

Kommunionspreis
monatlich 50 Pf.
vierteljährlich 1.50 Mk.
jährlich 5.00 Mk.
wuch. das Post versen-
1,65 Mk. zinkl. bezahlget.

„Die Neue Welt“
(Unterhaltungsbeilage)
durch die Post nicht begeh-
bar, kostet monatlich 30 Pf.
vierteljährlich 90 Pf.

Telephon Nr. 1047.
Kriegsmunition
Volkshaus Halle.

Sozialist

Sozialdemokratisches Organ

Injektions-Substanz
steht für die Injektionen
bestimmte oder deren Raum
30 Pf. für Wohnungs-
arten-warenbeschäftigte
Injektions-Substanz 10 Pf.
Injektions-Substanz 10 Pf.
Injektions-Substanz 10 Pf.

Inzerate
für die halbe Nummer
mittags 10 Uhr in der
Expedition aufgegeben
sein.

Eingetragen in die
Postämter-Liste
unter Nr. 7568.

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Delitzsch-Bitterfeld,
Baunburg-Weiskensels-Beitz, Wittenberg-Schweinitz, Torgau-Liebenwerda und die Mansfelder Kreise.

Redaktion: Geisstr. 21, Kor 2 Cr

Expedition: Geisstr. 21, Bot. Part. 1

Unsere unfreiwilligen Agitatoren.

Fr. New York, 5. Oktober.

Wie es scheint, beginnen die Eisen- und Stahlarbeiter dieses Landes, über die Lehren des großen Kampfes, die sie kürzlich mit dem gewaltigen Kapital-Unionismus „Stahlfrat“ genannten auszufahren hatten, gehörig nachzudenken und sich diese Lehren zu Gemüte zu ziehen. Darauf deuten wenigstens verschiedne Artikel hin, die in der letzten Zeit in dem Organ ihres Gewerks-Verbandes erschienen sind. So war in einer neuerlichen Nummer dieses Organes, welches in Pittsburg (Pennsylvania) erscheint, an hervorragender Stelle ein Aufruf zu lesen, den die Leitung der sozialistischen Partei erstatten sollte, um die Stellung der Partei zu dem Kussband der Stahlarbeiter zu definieren und zugleich kräftig zu materieller und moralischer Unterstützung dieses Ausstandes seitens der Sozialisten aufzufordern. Das Gewerkschafts-Organ brachte diesen Aufruf mit allen Empfindungen der Sozialisten an die Gewerkschafts-Mitglieder und mit der Aufforderung zur Organisierung unter dem Banner der sozialistischen Partei.

In derselben Ausgabe finden wir einen Artikel betitelt „Argumentation zu gunsten des Sozialismus“, worin ein W. J. White, zwar in etwas vager, aber christlicher Weise für den Sozialismus eintritt. Am Schluß dieses Artikels heißt es:

„Die Sozialisten sagen, daß das Privateigentum an den Produktionsmitteln, wie Land, Aminen, Fabriken etc., schuld an dem Uebel sind, unter dem wir leiden, und daß die Abschaffung dieses privaten Eigentums bessere Zustände schaffen würde. Laßt uns ihnen eine Gelegenheit geben, ihre Argumente zu beweisen. Wir haben Jahre und Jahre für die alten Parteien gestimmt und mit uns ist es schlechter und schlechter geworden. Laßt uns auch am Wahltag für unser Recht streifen.“

In einer anderen Nummer befindet sich auf Seite 1 ein Artikel, der mit folgenden betriebswerten Worten schließt: „Beide herrschenden politischen Parteien rechnen sich aus durch ihre vollständige Gleichgültigkeit mit Bezug auf die Wohlfahrt der Arbeiter in dem Kampfe, der jetzt im Gange ist.“

Auf allen Seiten kann man jetzt die Frage hören: Wo sind jetzt unsere politischen Freunde? Sind sie in die Wildnis geflüchtet?

Vielleicht schlafen sie; dann sorgt aber dafür, daß sie aufwachen und wenigstens so lange die Augen offen behalten, um die Schrift an der Wand zu lesen.

Alle Ehre an der vielverehrten sozialistischen Partei, welche so prompt mit ihrer aufrichtigen Offerte von finanzieller Unterstützung ihrer Mitglieder und Anhänger hervorgetreten, eine Handlungsweise, welche die Arbeiter nicht so leicht vergessen werden. Dies ist sicher die Zeit, da die politischen Freunde Farbe bekennen müssen, dem Schmeigen wird künftig als Feindschaft betrachtet werden.“

In derselben Ausgabe befindet sich ferner ein zweifelhafte sehr gut gefasste Artikel, welcher den doppelhalsigen Titel trägt „Warum Sozialisten den Stahlarbeiterkreis unterstützen?“

Dieser Artikel ist eine gediegene Darstellung der Haltung unserer Partei gegenüber der Gewerkschaftsbewegung. Ferner hat dieselbe Nummer eine längere Aufschrift, worin nachgewiesen wird, daß jeder aufrichtige Unionmann Sozialist sein muß. Den Mitgliedern des Eisen- und Stahlarbeiter-Verbandes wird empfohlen, Bücher wie Bellamys Gleichheit zu lesen und am Wahltag ihre Stimme für die sozialistischen Kandidaten abzugeben.

So viel haben unsere unfreiwilligen Agitatoren, die Industriebarone, schon fertig gebracht, daß wir bis dahin allerorts aktiv und in kapitalistischer Politik nachgehorenen Gewerkschaftsorganisation solche Mahnungen und Fingerspiele von oben herab an die Mitglieder ergehen. Wenn die Massen der Mitglieder nur noch Kopf und Herz am rechten Fleck haben, dann dürfte der sozialistische Partei dieses Landes sich durch die Schlappe, welche dieser Verband nunmehr von kapitalistischen Ungeheuern erlitten hat, ein harter und wertvoller Fußfall an jungen Meckeln zu teil werden.

Tagesgeschichte.

Halle 16. Oktober.

Das böse Gewissen.

Den Vertretern und Verteidigern des kapitalistischen Staates wird es unheimlich zu Mute. Sie haben den Glauben an sich selbst, an ihre Macht verloren — böse Träume sühren ihre Nachtruhe. Die Klinte ist ihr letzte Hoffnung gemein, die Armee das unüberwindliche Bollwerk. Jetzt aber bricht auch das zusammen — so folgern die Vertreter der kapitalistischen Unordnung aus den letzten Sargzügen in der und der Marine. Die zehnte Flotte wird aufgestellt kommen aus.

Drei Fortkommnisse der letzten Zeit — der entsetzliche Fall in Gumbinnen und der weniger schwere auf der Gajelle — haben allen Patrioten die gleiche Frage auf die Lippen gezwungen: sind es nur Einzelfälle, wie sie überall mal vorzukommen mögen, oder stehen wir vor den Symptomen einer langsam heranziehenden unheimlichen Gefahr? Mit anderen Worten: sind es nur die bedauerlichen Taten einzelner, die durch verlässliche oder nachdrückliche herbeigerufen wurden, oder ward der Welt immer mehr Missethäter und, was mehr gilt, ungeres Unteroffiziersroses insgesam ein anderer? Doch die Sozialdemokratie trotz aller Vorurteilsmahregeln wirklich an die Löhre der Armee?

Damals diese beiden Fälle mit Sozialismus und Sozialdemokratie nicht das geringste zu thun haben, sucht sie ein anderes Blatt, das Schärinhaberblatt par excellence, die Hamburger Nachrichten, für ein neues Ausnahmegericht zu verwenden. Das ehemalige Leiborgan des Blut- und Eisenministers druckt einen Artikel seines hohen Gönners aus dem Jahre 1891 ab, in welchem der damals eben abgelagte Heros erklärte, es sei die wichtigste Frage der Zukunft, wie sich das Militär sozialdemokratischen Missethätungen gegenüber verhalten würde. An diesen Ereignis schließt das Blatt folgende Betrachtungen:

„Das ist sie in der That (die wichtigste Frage nämlich. D. R.) gegenüber der trotz aller Manövergesperdes bestehenden Möglichkeit, daß bei fortwährender Duldung der sozialistischen Agitation der Staat kommen kann, wie die militärische Bewäl-

tigung eines sozialistischen Bundes notwendig wird. Wenn dann die Armee versagt, wenn die Soldaten unter dem Einfluß eines sozialdemokratisch verfaßten Unteroffizierskorps zu hoch schiefen, ist das Schicksal des bestehenden Staates und der Gesellschaft natürlich besiegelt und der Herrschaft des Proletariats steht kein Hindernis mehr im Wege. Das sind jedenfalls sehr ernst zu nehmende Erwägungen, und angelegentlich vernehmlicher sympmatischer Ereignissen, die in den letzten Jahren zu Tage getreten sind, muß die Verbitung der durch die sozialistische Agitation im Heere und in der Marine drohenden Gefahren den Gegenstand der lebhaftesten Fürsorge der berufenen amtlichen Stellen bilden. Wenn Herr Ebel diese Agitation leugnet, so ist daraus nur zu ersehen, daß er das dringende Interesse daran hat, sie und ihre Erfolge zu vereiteln. Ein Verzicht der Sozialdemokratie auf die Bearbeitung der Armee wäre logischer Weise auch ein Verzicht auf die Ausübung ihres es Brauchs überhaupt. Dienen aber wird niemand im Grunde der Sozialdemokratie zutrauen.“

Es ist das böse Gewissen, das hier aus jeder Zeile spricht. Man malt den Teufel an die Wand — man möchte gar so gern die Kleinfährigen spielen lassen. Aber das Denken wird man auch den Soldaten nicht verbieten können.

Freiwillig.

Nicholls 80. Geburtstag ist vorüber. Mehrere Tage sind glänzende Feste gefeiert worden. Der Jubilar erhielt Ehrungen aus allen Teilen Deutschlands und der übrigen kultivierten Welt. Auch die preussische Botschafterin mußte sich daran beteiligen. Endlich Wilson und andere hohen Festreden gehalten. Wilhelm I. schickte ein Begrüßungstelegramm und verlieh dem Jubilar die goldene Medaille für Wissenschaft.

Im großen und ganzen sind die Freiwilligenmann mit diesen Ehrungen zufrieden, nur verstimmt es sie sehr stark, daß Bismarck nur die goldene Medaille für Wissenschaft erhalten hat. Adolf Mengel habe man den Schwarzen Adlerorden und damit den Adel verliehen, warum Bismarck nicht auch! so ruft das Berliner Tagblatt schmerzgerührt aus. Ob der alte Bismarck sonderlich erbaut ist von solchen Gesandtschaftsreisen, kann man sorglich bezweifeln. Für den Freiwilligen selbst eigens ein Orden gestiftet werden zur Anbahnung an den Körper, den der Götze so deutlich greinmet!

Ins Stadium der Vertreibung scheint die Lichtenberger Reichung g'saffare gedrängt zu werden. Eine Korrespondenz meldet:

„Sehr bedauert wird von den Lichtenberger Gemeindebehörden, daß Herr Gruener es unterlassen hat, den angeblischen Agenten Schmidt, der ihm 10000 M. für seine Stimme angeboten hat, sofort festhalten zu lassen, da es jetzt nicht möglich ist, der Sache auf den Grund zu gehen. Vielesucht macht bereits die Meinung aus, daß Gruener das Opfer eines Schwindlers geworden sei. Der ihm aus fragend welchen Gründen ein Falle gestellt habe. Dieser Verdacht wird bekräftigt durch folgende Erklärung des kürzlich Donnerstagsmarchen Bevollmächtigten, Generaldirektors Roda: „Es ist unwichtig, das Agenten in meinem oder meines Bevollmächtigten Auftrag Herrn Gemeindevorsteher Gruener eine Revision für seine Abstimmung geboten haben. Ein Herr Schmidt ist mir und meinem Be-

friedlichen. Hellen Waffens haben sich Paul und Antoinette vor nun am janzig Jahren verlobt!“

Er erzählt die reizende Aushereize, deren Zeuge er damals, bei seinem ersten Besuche auf der Gueurdade gewesen: das Einbringen der drei barfüßigen Proletariatskinder, Janet, Lucien und Antoinette, die durch eine Peste getodet waren, um sich von Janet zu dem Zeuge führen zu lassen, den er entdeckt hatte; und die zentrale Gründung Luciens, das Schiff, das von selber auf dem Wasser lief; und das Verheiraten der drei Stadtkinder, Paul Boisselin, Aile Delacour und Louise Wagnelle, die von dem Schiffe besaubert, ingleich mit den drei anderen auf Fremde waren; und wie sich gleich von selbst drei Heine Paare gebildet hatten. Paul und Antoinette, Aile und Lucien, und Lucien und Lucien, unter der lächelnden Mitwirkung der guten Natur, der ewigen Allmutter.

Erinnert ihr Euch nicht mehr? fragte Lucas trüblich. Das junge Paar meinte lachend, es sei etwas falsch her.

Da ich damals vier Jahre alt war, sagte Antoinette, so muß ich mich Gedächtnis noch nicht viel wert gewesen sein. Aber Paul dachte angestrengt nach, verlor sich im Nachdenken in die Vergangenheit.

Ich war schon sieben. Worten Sie, es tauchen schattenhafte Bilder in meinem Gedächtnis auf: ein Schiffchen, das wir mit einer Stange zurückholten, wenn die Wälder sich nicht mehr dehnten; und ein kleines Mädchen, das um ein Paar ins Wasser gefallen wäre, und dann, wie die Darsteller davon lachen, als Leute kamen.

Ja, so war's, so war's! rief Lucas. Sie erinnern sich also noch! Und ich erinnere mich, daß mich an jenem Tage ein ahnungsvoller Schauer er Zukunft erfaßte, denn ich sah hier den Keim der ewigen Verführung erwachen. Die göttliche Kindheit bereite ich da in ihrer reinen Unschuld einen neuen Schritt zum Frieden und zur Gerechtigkeit vor. Und was Euch von neuem Glück zu genießen beiseite sein wird, das wird dieser kleine Herr hier für sich und seine Zeitgenossen auch erweitern und vermehren.

Lucas deutete auf den Neugeborenen, den kleinen Endobis, den Suzanne die glückliche Großmutter, auf den Armen hielt. Und sie sagte bitter:

Augenblicklich ist er brav, weil er schlief. ... Dereinst, mein lieber Lucas, werden wir ihn mit einer Ahrer Entleerung verheiraten, und dann wird die Verlobung vollendet, alle feind-

94

[Nachdruck verboten.]

Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen überetzt von Leopold Rosenzweig.

Fast Jahre waren so verlossen, als Paul Boisselin, der sein siebenundzwanzigstes Jahr vollendete, Antoinette, die älteste Tochter des Arbeiter Bonnaire, heiratete, die vierundzwanzig Jahre zählte. Paul hatte sich, seit die Fehder der Gueurdade der Affoziation von Combettes angebliffen waren, zusammen mit dem ehemaligen Führer mit Begünstigung der Arbeiterpartei Fruchtbareit der Erde immer mehr zu erhöhen. Er war Vandmann geworden, er leitete einen Abschnitt des großen Gemeinguts, dem dieses war in mehrere Teile unterteilt worden, die alle gemeinsamen Besien verwaltet wurden. Und bei seiner Mutter, in dem Häuschen der Gueurdade, wohnen er alle Wochen heimkehrte, hatte er Antoinette kennen gelernt, die mit ihren Eltern das nächste Häuschen bewohnte. Zwischen der ehemaligen Erbin der Gueurdade, die nun ein so einfaches, von Menschenfreundlichkeit erfülltes Leben führte, und der Arbeiterfamilie waren freundschaftliche Beziehungen entstanden. Zwar war Madame Bonnaire, die färdeliche Zeuge, noch immer wenig ungenügend, doch die beiden Kinder, der eine der Gründer der Gueurdade gewesen war. Und es war erquickend, zu sehen, wie zwischen den Kindern der beiden Häuser die Liebe erwuchs und das Band, das sich um die einander einseitig feindlich bekämpfenden Klassen schlang, enger knüpfte. Antoinette, die ihrem Vater ähnelte, ein fröhliches, schünes, anmutiges Mädchen, hatte zuerzuerst seine Schritte durchgemacht und half ihm nun in der großen Weidwirtschaf, die am Ende des Parks, nahe den Anlagen des Monte Vieues angelegt worden war. Wie sie lachend sagte, war sie nur eine Kindmädchen, die mit dem Welsen, mit der Mutter und Ahiereitum auf dem scheid wachte. Und als die beiden miteinander vereint wurde, Tochter des Hais, da gab es ein großes Fest; man wollte diese symbolische Hochzeit mit besonderem Glanze feiern, die ein

sicheres Zeichen war der Vermählung, der Vereinigung des reumütigen Kapitals mit der stregenden Arbeit.

Am folgenden Jahre, nach der ersten Entbindung Antoinettes, bekanden sich Boisselin, Suzanne und Lucas an einem warmen Sonntag zusammen auf der Gueurdade. Es war nun nahezu zehn Jahre, daß Monsieur Jerome tot war, und wie es sein Wille gewesen war, der Besitz des Volke zurückgegeben worden. Antoinette, die eine schwere Entbindung durchgemacht hatte, war seit zwei Monaten Weibung des Heilensgesunden hutes, zu welchem das Schloß, in dem einst die Durignons geherrschet hatten, umgewandelt worden war. Sie konnte nun am Arme ihres Mannes eine Spaziergang unter den schönen Bäumen des Parks machen, während Suzanne als gute Großmutter den Heilensgesunden auf den Armen trug. In einiger Entfernung isoliert Boisselin und Lucas. Welche Erinnerungen erweckten da, angelegtes dieses nun zu einer Stätte der Würdigkeit gewordenen färdelichen Wohnortes, dieser hohen alten Stämme, dieser Heimgelände, dieser Aileen, die nicht mehr von Garm schiffeliger Feste, galoppierender Pferde und hellen der Kunde wiederhallten, wo aber die Armen dieser Welt sich endlich der färdelichen Ruhe zu erhalten. Hier wurde ihnen endlich ihr Teil an Schönheit und Lebenszeit, der ihnen so lange war verenthalten worden. Und es war herrlich zu sehen, wie diese Kinder, diese Mütter, die seit Jahrhunderten in lichtlose, schmucklose Höhlen, in wüestrimbrames Gled waren verbannt gewesen, nun plötzlich der Freude dieses Lebens, des Glanzes eines jeden menschlichen Lebens, des Luxus, des Genusses teilhaftig wurden, welche zahllose Generationen unglücklicher Entleerter nur von weitem schmerzhaft erblickt hatten, ohne jemals daran rühren zu können.

Als nun das junge Paar, von den anderen gefolgt, an einen Teich kam, dessen klare Fläche das Blau des Himmels wiederlegte, sagte Lucas mit leinem Lachen:

„Ach, liebe Freunde, welche eine ferne hübsche Erinnerung lehrt mir wieder! Ob ihr wohl noch daran denkt? Am Ufer dieses

Adolf Sternfeld, Wäschefabrik,

zeigt hierdurch die Verlegung seines Geschäftslokales von **Kleinschmieden 6** nach

Gr. Ulrichstr. 60

an.

Neu eröffnet!

Halle a. S.

Neu eröffnet!

Gr. Ulrichstr.
8.

Arthur Mendelsohn

Gr. Ulrichstr.
8.

Spezial-Geschäft ersten Ranges für

elegante Herren- und Knaben-Garderobe.

Spezialität: Arbeiter-Garderobe für jeden Berufszweig.

Bevor Sie Ihren Bedarf anderweitig decken, besichtigen Sie bitte mein ganz enorm großes Lager in allen Abteilungen.
In Bezug auf Qualität und Billigkeit

unerreicht.

Empfehle:

Herren-Winter-Paletots von 8.50 Mk. an bis zu den feinsten Qualitäten.
Herren-Winter-Zoppen mit Futter von 4.25 Mk. an bis zum elegantesten Genre.
Herren-Hohenzollern- und Velerinen-Mäntel von 15.50 Mk. an bis zum allerfeinsten.
Herren-Kaiser-Mäntel mit Wollfutter von 12.00 Mk. an.
Herren-Farset-Anzüge in den modernsten Stoffen von 10.50 Mk. an bis zum allerfeinsten.
Herren-Hock- und Gehrock-Anzüge von 17.50 Mk. an bis zu den feinsten Qualitäten.

Schlafröcke.

Kellner-Anzüge.

Schlosser-Anzüge.

Bauch-Anzüge, Bauch-Paletots, Bauch-Hosen für die korpulentesten Herren.

Jünglings-Anzüge von Mk. 4.95 an.
Jünglings-Zoppen von Mk. 3.25 an.
Jünglings-Paletots und -Mäntel von Mk. 6.50 an.

Knaben-Anzüge von Mk. 1.75 an.
Knaben-Zoppen von Mk. 2.45 an.
Knaben-Mäntel u. Paletots von Mk. 3.25 an.
Bjacks und Kragen.

Abteilung für Arbeiter-Berufskleidung.

Zwirnhosen, sehr dauerhaft von 1.25 bis 3.85.
Lederhosen, sehr kräftig von 2.10 bis 4.80.
Neu-Lederhosen, sehr haltbar, von 1.95 bis 4.45.
Manchesterhosen, in all. Farb. v. 2.50 an bis 6.50.
Kassinethosen, in allen Farben v. Mk. 2.25 bis 2.90.
Leder-Jacketts, Zwirn-Jacketts mit und ohne Futter.
Zwirnwesten, Lederwesten, Manchesterwesten v. 1 Mk. an.
Maler-Kittel von 2.25 Mk. an.

Friseur-Kittel von 2.35 Mk. an.
Mechaniker-Kittel von Mk. 2.50 an.
Konditor-Jacken von 2.35 Mk. an.
Fleischer-Jacken von 1.95 Mk. an.
Monteur-Jacken von Mk. 1.10 an.
Pilot-Jacken von Mk. 1.90 an.
Barchenthemden von 95 Fig. an.
Normalhemden u. Hosen von 90 Fig. an.

Für Knaben und Burschen.

Zwirnhosen von 90 Fig. an.
Lederhosen, Manchesterhosen von Mk. 1.85 an.

Neu-Lederhosen und Anzüge, enorm billig.
Leibchen-Hosen, sehr dauerhaft, von 70 Fig. an.

Strengste Reellität.

Halle a. S.

Feste, allerbilligste Preise.

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Wochenbeilage

zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

1901

Donnerstag, 17. Oktober

Nr. 42

Unter den Hungrigen.

Roman von John Law.

Aus dem Englischen von F. Cassirer.

(Schluß.)

Es war am Embankment, abgesehen von dem düsteren Licht, das ein paar Gaslaternen warfen, bereits finster; ein feiner Nebel lag über dem Strom und der Himmel war in Wolken gehüllt. Ab und zu fuhr eine Equipage oder eine Droschke vorbei, deren Laternen in der Dunkelheit wie Glühwürmer leuchteten. Sonst war alles ganz finster.

Das Fischkäschen ging hinter das eiserne Gitter und legte sich auf den Stufen nieder, die zum Flusse hinunterführen.

Sie fühlte sich von aller Welt verlassen. Und dabei schlug ihr Herz so heftig, daß jeder Windstoß ihr wehe that. Die Sonne ihres Lebens war untergegangen und würde ihr nun nie mehr wieder leuchten. Jos war fortgegangen, zurück aufs Land. Ihr Gesichtskreis war sehr beschränkt. In der Ferne geboren und von ihrer Mutter verlassen, war sie unter fremden Leuten aufgewachsen. Die Leute waren immer gut zu ihr gewesen, denn auch sie war jederzeit dienstwillig und hilfsbereit und ihre großen Augen hatten ihr Sympathien erweckt. Aber noch niemand hatte ihr Herz gewonnen, außer Jos und der kleine Italienerjunge, der weggelaufen war und ihr nichts als eine Kiste mit einem toten Meerschweinchen zurückgelassen hatte. Was sie für Jos empfand, läßt sich nicht sagen, denn um das zu verstehen, müßte man sich selbst so verlassen gefühlt haben.

Die Stunden verrannen, und noch immer lag sie auf den Steintrufen, den Körper nach dem Strom zu und den Kopf mit ihren Händen bedeckt. Niemand war zu sehen, und wenn der Schutzmann vorbei ging, so unterließ er es, auf die steinerne Treppe zu achten, denn er ahnte nicht, daß da in seiner Verzweiflung ein „einsames und verlassenes“ Menschenkind lag.

Sie ging noch weiter zum Flusse hinunter, so weit, daß sie sein eisses Raß bereits fühlen, wenn auch noch nicht sehen konnte. Der Tod bedeutet Frieden; der Tod ist das Ende aller Dinge. Wenn sie sterben würde, dann müßte ja auch jener furchtbare Schmerz aufhören, sie würde Joseph Coney ganz und gar vergessen. Sie hatte nichts, was sie ans Leben fesselte. Die Zukunft würde ebenso sein wie die Vergangenheit, ebenso einsam und traurig. Jos war fort, er hatte sie sehr, sehr einsam zurückgelassen.

Und im Wasser schien es zu singen. Denn der Geist des Todes glitt stumm über die Fluten des Stromes dahin.

Und in seinem Gefolge waren die Seelen der ungeborenen Kinder, deren Mütter sich in der Themse ertränkt hatten. In des Fischkäschen Ohr flüsternten sie:

„Nicht zu sein, ist besser.“ Dann sang der Tod nach seltsamer Melodie ein gar sonderbares Lied. Es handelte von dem jungen Mann, deren Ehrgeiz gekränkt war, von dem Mädchen, das von seinem Geliebten betrogen wurde, von der Mutter, deren Sohn falschen Weibern nachließ; von dem Vater, dessen Tochter ihre Ehre um ein Nichts verkauft hatte.

Das Fischkäschen glaubte, daß es im Wasser singe, und sie ging näher und näher an die kleinen Wellen heran, die sich an den Stufen, auf denen sie stand, brachen.

Aber hier war der Tod und wartete auf sie.

Eine neue Note wurde von ihm angeschlagen. „Verzweiflung“ ist ihr Name und ihr Text lautet: „Es giebt keinen Anfang und kein Ende; alle Dinge sind, wie sie sein müssen.“

„Welten drehen sich um die Sonne. Die Sonne und ihre Planeten drehen sich um die Schwester-Sonnen. Das ungeheure und unbegreifliche Weltall dreht sich um sich selbst. Ewiges Leben, ewiger Tod! Alle Dinge gleichen sich, nur ihre Gestalt ist verschieden. Nichts ist unänderlich, alles wechselt

seinen Ort. Diesen tödlichen Rärm aufgeben, heißt dem Bewußtsein entsagen.“

Das Fischkäschen glaubte, daß es im Wasser singe. Sie sprang hinauf und sah zu dem Gesicht der Sphynx empor. Die Laterne schien gerade darauf. Aber in ihrem unergründlichen Lachen konnte sie keinen Trost finden. Sie schlich sich zu dem feineren Postament, dicht an der Brustwehr.

Mit dem einzigen Schrei „Ach Jos!“ sprang das Fischkäschen in den Strom. Ein Kampf, ein vergeblicher Versuch, sich an der schlammigen Wand des Embankments festzuhalten, ein unterdrückter Seufzer. Dann nahm sie die Themse in ihre starken Arme, und sie war jetzt nicht mehr „einsam und verlassen“.

XXI.

Den nächsten Morgen erwachte Jos in der Sägegrube. Er konnte sich zuerst gar nicht entsinnen, wo er war, denn der Wind blies durch die Zweige über seinem Kopfe und trieb die abgefallenen Blätter gegen die Wände der Grube. Es war ein recht trüber Novembertag und kein einziger Sonnenstrahl durchbrach die schweren grauen Wolken. Jos versuchte aufzustehen, aber seine steif gefrorenen Glieder gaben immer wieder nach, und er fiel auf den Blätterhaufen zurück, unter dem er geschlafen hatte.

Auf dem Kirchturm schlug es acht und auch auf dem Gutshofe läutete es zum Frühstück.

In der nächsten halben Stunde wurde die Stille durch nichts unterbrochen; aber dann hörte Jos Rädergerassel, und indem er sich auf seine Arme stützte, konnte er einen leichten Wagen rasch die Anhöhe herunter fahren sehen. Zwei junge Leute, die wohl zu Markte fahren mochten, saßen darinnen und sangen.

Endlich glückte es ihm, auf die Beine zu kommen und er ging an den Fuß der Anhöhe. Von hier aus konnte er das Dorf liegen sehen.

„Wenn es dunkel geworden sein wird,“ sagte er sich, „will ich auf den Kirchhof gehen. Dann will ich weiter wandern, vielleicht wieder nach London zurück.“

Er suchte dann nach einem Baume, in den er in früheren Jahren einmal seinen Namen Joseph Coney geschnitten hatte. Lange Zeit konnte er ihn nicht finden, aber schließlich entdeckte er ihn doch auf der Rinde eines alten Stammes. Eines Sonntags vormittags auf dem Heimweg von der Kirche hatte er den Namen dort eingeschnitten und dabei mit seiner Mutter von all dem gesprochen, was er einst thun werde, wenn er erst ein Mann sei und sich sein eigenes Brot verdienen könne.

Die alleinlebende Frau hatte damals wohl nicht geahnt, wie es einst mit ihm kommen würde.

Fünf oder sechs Jahre, bevor er nach London ging, war sie an Lungenentzündung gestorben.

Er gedachte des Tages, an dem man ihren Sarg die alte Treppe hinunter trug. Die Nachbarn waren zu ihm gekommen, um ihn zu trösten, aber ihre Stimmen verhallten und er fühlte sich tief unglücklich. In der Kirche hatte er wie geistesabwesend dagestanden und ein Schaudern war durch seinen Körper, von Kopf zu Fuß, gegangen, als der Totengräber Erde auf den Sarg warf. Ueber die Gräber war er gestolpert, und während noch die Glocken läuteten, war er nach Hause gegangen, und in seiner Wohnung war es so leer gewesen.

Jos kehrte wieder in seine Sägegrube zurück, denn der Wald gehörte zu einem benachbarten Dorfe und er wollte sich nicht von den Bewohnern seines Dorfes blicken lassen. Halb schlafend, halb wachend, fast ohne Bewußtsein lag er hier unter den Blättern. Einmal sah er auf, denn er hörte in seiner Nähe das Hornsignal eines Jägers, und er wußte, daß, wenn dessen Hunde einen Landstreicher witterten, sie ihn zu Tode begäben. So hätten sie einmal beinahe eine alte Frau zerrissen, die in der Nähe der Sägegrube Holz gelefen hatte. Aber die Hunde zogen weiter. Die Rasen dicht an der Erde; und es

dauerte gar nicht lange, so hörte er den Jäger aus weiter Entfernung, aus dem nächsten Thal blasen. Er war zu schwach, um das Bedürfnis nach Nahrung zu empfinden, nur schlafen wollte er. In einem halb bewußtlosen Zustande lag er da, und er erwachte nur daraus, wenn ein heftiger Schmerz ihn zum Husten zwang. Der Wind fuhr durch seinen alten Rock und durch seine zeretzten Weinkleider, und er würde wohl gefroren haben, wenn er nicht so schläfrig gewesen wäre. Das Trinken hatte ihm eine scheinbare Kraft gegeben, die aber jetzt, wo er keinen Schnaps mehr zu sich nehmen konnte, rasch wieder verslog. Aber auch das sonst so starke Verlangen nach Schnaps war vollständig geschwunden.

Der Nachmittag nahte heran, und noch immer lag Jos in seiner Grube, in abgefallenen Blättern halb vergraben, das Gesicht nach unten gewandt. Hätte von den Dorfbewohnern jemand ihn so wie einen Hund oder ein Stück Holz liegen sehen, so hätten sie wohl kaum in ihm Joseph Coney, den jungen Zimmermann, erkannt, der vor einem Jahre so hoffnungsfreudig nach London gewandert war.

Endlich wurde es sieben Uhr und stockdunkel. Er stand jetzt auf und ging auf die Kirche zu. Während des ganzen Weges hielt er sich dicht an den Hecken und nur ganz langsam konnte er vorwärts kommen. Ab und zu blieb er stehen, um nach den erleuchteten Fenstern im Dorfe zu sehen. Einmal sagte er laut vor sich hin: „Ich hätte auch ganz gern einmal den Platz besucht, auf dem ich früher gearbeitet habe.“ Aber er fürchtete sich, zu nahe an die Häuser heranzugehen. Er nahm daher seinen Weg über ein Feld, das sich bis zur Kirche erstreckte, und verbarg sich dort in einem angrenzenden Gebüsch. Durch ein Fenster des südlichen Seitenschiffes der Kirche strömte Licht heraus und erhellte gerade den Stein auf dem Grabe seiner Mutter. Seinen Blick nach der Kirche wendend konnte er sehen, wie sich auf dem Orgelchor Gestalten hin und her bewegten, und auch singen hörte er. Es wurde eine Uebung des Chores abgehalten.

Seine Mutter lag unter einer alten Föhre, nicht weit von dem Begräbnisplatz der Kinder, jener kleinen Dinger, für die er so manchen Sarg gemacht hatte. Jede Familie hatte ihren eigenen Platz, der eingefriedet und mit Blumen bepflanzt war; aber für die Kinder, die durch ihre Schulkameraden zu Grabe getragen wurden, war ein besonderer Platz frei gelassen.

Die Lichter wurden ausgelöscht und die Sänger gingen nach Hause. Nachdem das Kirchhofsthor geschlossen und die Fußtritte verhallt waren, wagte er es, aus seinem Versteck hervorzukommen. Er tastete sich nach dem Grabstein, auf dem geschrieben stand, „Still und gerettet“. Hier legte er sich hin. Erst streckte er einen Arm aus, dann ein Bein, so wie es die Leute auf dem Rasen in den Londoner Parks thun, die Leute, „für deren Dienste man keine Verwendung hat“; den Kopf legte er auf den Hügel, unter dem seine Mutter ruhte. Im Dickicht schrien die Eulen und im Dorfe bellten die Hunde, es war aber doch viel ruhiger als in London. Der Wind hatte sich gelegt.

Es war Jos auf einmal, als ob er Musik hörte, einen feierlichen Gesang, der aus dem Boden aufzusteigen und in der Luft ein Echo zu finden schien. Solche Musik hatte er noch nie gehört, selbst nicht in der St. Pauls Kathedrale, die er oft, als er „außer Arbeit“ war, besucht hatte und in der er unter den traurigen Reihen jener Leute, „deren Dienste man nicht brauchte“, saß.

Unter den Tönen der Musik schlief er ein. Als er wieder erwachte, war es schon Mitternacht geworden. Nur mit Mühe vermochte er, aufzustehen. Eine eisige Hand schien ihm die Kehle zuzuschneiden, und nur schwer konnte er Atem holen. Er fiel auf den Grabstein und von da auf den Rasen zurück. Kalter Schweiß trat auf seine Stirn und seine Glieder wurden starr. Wie in einem Spiegel sah er sein ganzes früheres Leben vor sich, und in der Zeit eines einzigen Augenblicks kam jedes Wort, das er gesprochen, jede Handlung, die er begangen, jeder Gedanke, den er gefaßt, in seinen Geist zurück. Dann entschwand diese Erscheinung wieder. Wie ein Leichengemand hüllte kalter Schweiß seinen Körper ein, und die eisige Hand presste seine Kehle so fest zusammen, daß er zu röcheln begann.

Da wußte Joseph Coney, daß seine letzte Stunde gekommen war.

* * *

Um acht Uhr des nächsten Morgens schlug die Glocke auf dem Kirchturm zwanzigmal an und hielt dann inne. Dann begann sie von neuem: eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, und

die Dorfbewohner wußten somit, daß der Mann oder die Frau, die gestorben war, das Alter von sechsundzwanzig Jahren erreicht hatte.

Der neue Pfarrer war gerade mit dem Füttern seiner Hühner beschäftigt, als die Glocke zu läuten anfing. Er stellte den Futterkorb nieder und lauschte so aufmerksam, daß er gar nicht merkte, wie die Hühner über das Futter herfielen.

„Wer mag wohl gestorben sein?“ fragte er sich.

Er ging an den Turm, an welchem der alte Totengräber das Seil zur Glocke mit einem Fuße bediente und dabei gleichzeitig sein Frühstück verzehrte.

„Wer ist es?“ fragte er.

„Ein junger Mann, Herr Pfarrer, der vor einem Jahre nach London ging. Seine Mutter war eine alleinstehende Frau und sein Vater ist am Soff gestorben. Wir haben ihn heute morgen auf dem Grabe seiner Mutter tot aufgefunden.“

„Wo liegt die Leiche?“

„Wir haben sie einstweilen auf den Altar gelegt und in der Werkstätte, in der er früher gearbeitet hat, einen Sarg bestelt.“

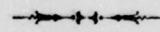
Der Pfarrer trat in die Kirche; er schritt durch das Gitter, das den Altar umfriedete und hob das Tuch, mit dem die Leiche zugedeckt war.

Mit geschlossenen Augen, die Hände auf der Brust gefaltet und das Gesicht mit einem friedlichen Lächeln verklärt, lag Joseph Coney da.

„Armer Kerl!“ sprach der Pfarrer vor sich und fuhr nach einer kleinen Pause fort: „Wie glücklich er aussieht!“

Später legte man die Leiche in den Sarg und brachte sie nach den „Beiden Hasanen“, wo die Sektion stattfinden sollte. Der Doktor gab nach derselben sein Gutachten dahin ab, daß der Tod infolge Entkräftung erfolgt sei, denn der Körper habe nur noch aus Haut und Knochen bestanden und nicht mehr ein bißchen Fleisch sei an demselben vorhanden gewesen. Die Jury stimmte dieser Meinung jedoch nicht zu, weil man in der Westentasche noch einen Penny gefunden hatte.

Es war dies das Geld, um welches Joseph Coney das „Eichfäschen“ gebeten hatte, als sie von der Polizeiwache kommend am Schnapsladen vorbei gingen. —



Heiteres aus der Zeit des Sozialisten-Gesetzes.

Im New Yorker Pionierkalender auf das Jahr 1902 erzählt Genosse Hermann Schlüter:

Vor und nach dieser Wahl (1881) nahm der Kampf mit der Polizei seinen ungestörten Fortgang. Man spielte der heiligen Hermendad Boffen, wo immer es nur möglich war. In vielen Fällen wählten die Polizisten eine so klägliche Rolle, daß sie sich selbst vor ihren Bekannten und Kollegen schämten. Die Sozialisten konnten nicht nur jeden einzelnen Punkt des Sozialistengesetzes, sondern auch die sonstigen gesetzlichen Bestimmungen und amtlichen Verordnungen, nach denen die Beamten bei ihren Amtshandlungen sich zu richten hatten, und sie sahen genau darauf, daß dieseiben beachtet wurden. Das brachte die Polizei häufig genug in die denkbar lächerlichste Situation. Verzeiwelt rief einmal in der Nähe von Dresden ein sächsischer Gendarm einem bekannnten Genossen zu, der ihn auf die Nichtbeachtung irgend einer gesetzlichen Vorschrift aufmerksam gemacht hatte: „Sie kennen ja das Gesetz viel besser wie wir; warum thun Sie denn das!“ Das sächsische Vereinsgesetz verlangt, daß der überwachende Beamte entweder durch ein Abzeichen (Uniform u. s. w.) als Beamter kenntlich sein müsse oder daß er sich dem Vorsitzenden der Versammlung mit einer Legitimation vorzustellen habe. Den biedereren Gemeindevorstehern und Bürgermeistern kleinerer Städte erlaubte es ihr Stolz gar nicht, irgend einem Sozialdemokraten, der den Vorsitz in einer an sich schon verdächtigen Versammlung führte, eine schriftliche Legitimation vorzulegen. So mußten die Herren denn, wenn der Vorsitzende ein beherzter Mann war, aus der Versammlung, in deren Verhandlungen sie amtlich hatten eingreifen wollen, erst nach der Gemeindefanzlei gehen, um sich eine schriftliche Legitimation zu holen, durch die ihr Charakter als überwachende Beamte festgestellt wurde. Eine besonders komische derartige Szene spielte sich einmal in dem erzgebirgischen Städtchen Lunzenau ab, in welchem der sozialistische Abgeordnete Max Kaiser eine Versammlung hielt. Der Bürgermeister der Stadt war als überwachender Beamter anwesend, hatte sich aber nicht legitimiert. Er unterbrach die Ausführungen des Redners, wurde aber von diesem gefragt, wer er sei und was er wolle. „Ich bin der Bürgermeister von Lunzenau, ich gebiete hier!“ rief erboßt das Stadtoberhaupt aus. „Ja“, meinte Kaiser, „das kann jeder



sagen. Haben Sie Legitimation?" „Die brauch ich nicht, mich kennt jedermann hier.“ „Kennt Ihr den Mann?" frag Kaiser mit listigem Augenblinzen die anwesenden Arbeiter, und von allen Seiten tönte es in ganz harmlosem Tone zurück: „Nein, nein, kein Mensch kennt ihn!" Der wütende Bürgermeister mußte abziehen, und als er schließlich mit seiner gezeichneten Legitimation zurückkam, hatte die Versammlung der Arbeiter ihr Ende erreicht.

Bei einer andren Gelegenheit — es war bei einer Versammlung im Blauenischen Grunde, bei der Max Kaiser referierte — veruchte der überwachende Beamte — ein Gendarm in voller Uniform — den Redner zu unterbrechen und die Versammlung aufzulösen. Kaiser rief ihm zu: „Sie haben ja gar kein Recht, die Versammlung aufzulösen!" und redete ruhig weiter. Der Gendarm, erst verwirrt, dann wütend, suchte seiner Autorität Geltung zu verschaffen. Eine lebhafteste Auseinandersetzung zwischen ihm und dem Redner folgte, bis Kaiser ihm schließlich zurück: „Wenn Sie Amtshandlungen vornehmen wollen, müssen Sie nach einer Verordnung Ihrer vorgelegten Behörde das Sturmband Ihres Helmes heruntergelassen haben!" Man kann sich das Gaudium der verammelten Arbeiter vorstellen, als der Gendarm jetzt seinen Helm abnahm, das Sturmband desselben löste und herunterließ, dann den Helm wiederum aufsetzte und nun würdevoll erklärte: „Im Namen des Gesetzes löse ich diese Versammlung auf!"

Auch bei den zahllosen Hausdurchsuchungen kamen oft die kuriossten Dinge vor. Ein Arbeiter, der besonders häufig mit polizeilichen Durchsuchungen seiner Wohnung beehrt wurde und bei dem die Polizei die Genauigkeit ihrer Nachforschungen so weit trieb, daß sie die Rückwände der an der Wand hängenden Bilder einer Inspektion unterzogen, verschaffte sich einige Karikaturen — Köpfe, die die Zunge weit heraus gestreckt zeigten — und befestigte sie hinter seinen Bildern. Als bei der nächsten Hausdurchsuchung die Polizei ihr Werk wieder begann und hinter die Bilder an der Wand schaute, streckte sich ihnen die Zunge der Karikatur lang entgegen. Ihr Aerger war groß, aber machen konnte sie nichts dagegen. War es doch weder sozialistengesetzlich noch sonst strafrechtlich verboten, seine Wände nach seinem eignen Belieben zu schmücken.

Von den Sozialistenhebern, die sich besonderen Eifers befeizigten, sind die Namen Paul und Weller in Dresden bekannt geworden. Eines Tages hatte die Dresdener Amtshauptmannschaft als Landespolizeibehörde eine Nummer der Dresdener Presse, die unter Redaktion von Max Kegel und Hermann Schlüter erschien, verboten und den Kriminalrat Weller mit der Ausführung des Verbotes beauftragt. Dieser schickte seinen politischen Kommissar auf das Bureau der erwähnten Zeitung, um dort die verbotene Nummer zu konfiszieren und gleichzeitig die neue im Entstehen begriffene Nummer des Blattes in der Druckerei ablegen zu lassen. Als nun einige Stunden später die schriftliche Begründung des Verbotes den Herausgebern des Blattes zugestellt wurde, stellte sich heraus, daß nicht, wie die Polizei angenommen hatte, die eine Nummer der Dresdener Presse und das Weitererzählen derselben durch die Amtshauptmannschaft verboten worden war, sondern nur die eine Nummer. Natürlich wurden die Herren Paul und Weller sofort auf ihren Irrtum und ihren Ueberseher aufmerksam gemacht. Ihre Verlegenheit war groß und sofort erklärten sie sich bereit, alle Kosten für den gemachten Schaden, für das Ablegen des Zeitungstages und den Verlust von Interaten, aus ihrer eigenen Tasche zu decken. Die Rechnung wurde spezifiziert eingereicht. Sie schien dem Herrn Paul etwas sehr hoch, denn er meinte, er habe niemals so viele Anzeigen im Blatte gesehen, als ihm dort angerechnet wurden. Nichtsdestoweniger zahlte er. Das Geld aber kam den Zeitungsherausgebern recht gelegen. Es herrichte bedrückende Geldklemme und oftmals hatte Redaktion und Verwaltung erst auf eine Einnahme zu warten, ehe sie es wagen durfte, sich nach irgend einem Restaurant zur Stillung ihres Hungers zu begeben. Max Kegel begrüßte damals den fernem Schritt jedes Ankommenden mit den hoffnungsvollen Strophen:

„Es naht, es naht,
„Es naht ein Inferat! —“

Man kann sich denken, mit welch' angenehmen Empfindungen unter diesen Umständen die Fülle des Weller-Paulschen Geldes deshalb begrüßt wurde. —

So sorgten Polizei und Gerichte und Behörden aller Art dafür, daß auch unter den gramfamsten Verfolgungen den deutschen Arbeitern der Humor nicht aussehe. Als eines Tages einige Genossen in Dresden in einem Fischladen, in dem sie sich zum Einkauf von Erwaren befanden, verhatet und mit einer Hochverratsklage bedroht wurden, sangen die Dresdener Arbeiter einige Tage später auf ihren Zusammenkünften u. a. die folgenden Verse:

Baschly siget immer noch,
Juchheidi, juchheida!
Auch der Kaiser ist im Loch,
Juchheidi, juchheida!

Ah sich in Sardinien satt
S ist der reene Hochverrat,
Juchheidi und juchheida,
Juchheidi, heida u.

... In der Reaktionsperiode nach 1848 war im Lande des Biemchenkaffees und des Meißner „Porzellans" ein Gesetz erlassen worden, das das Tragen „republikanischer Abzeichen" verbot. Die rote Fahne aber galt den sächsischen Behörden und Richtern natürlich als ein „republikanisches Abzeichen" und wo sie etwas Notes sahen, kürzten sie sich mit der ganzen Wut des Tieres, mit dem sie die Abneigung gegen alles Rote gemein hatten, auf die Träger dieser „Abzeichen". Und als „Abzeichen" galt ihnen überhaupt alles, was ihnen nicht paßte. Band, Federn, Blumen — künstliche und natürliche Schiefen — vorz Bahnen und Bannern ganz abgehen — galten in sächsischen Polizeiangen als „republikanische Abzeichen", natürlich nur dann, wenn die Träger dieser „Abzeichen", „notorisch" als Sozialdemokraten bekannt oder wenn sie von vornherein als Arbeiter und Proletariat des Sozialismus und damit „republikanischer Gesinnung" verdächtig waren. Daß aus dieser Polizei-Auffassung sich die kuriossten Vorkommnisse entwickelten, ist selbstverständlich; begreiflich auch, daß die Sozialdemokraten in ihrem Kampfe mit der Polizei oft genug die Gelegenheit wahrnahmen, den Organen der öffentlichen Sicherheit die rote Farbe vor Augen zu führen.

In Dresden starb der bekannte Sozialdemokrat Drechslermeister Verbig. Die Genossen — Männer und Frauen — bereiteten sich trotz des regnerischen Wetters zahlreich an seinem Beerdigung. Die Straße vor der Wohnung des Gestorbenen war mit Menschen angefüllt und nahezu alle von ihnen trugen eine rote Keule im Knopfloch. Die Polizei unter Anführung des politischen Kommissars Paul war ebenfalls zahlreich zur Stelle. Plötzlich befahl Paul, daß alle roten Blumen aus den Knopflochern entfernt werden sollten und jedem einzelnen der Anwesenden, Männer wie Frauen, wurde polizeilich befohlen, seine rote Blume zu entfernen. Man war gezwungen, dem Befehl nachzukommen, wollte man sich nicht der Verhaftung aussetzen. Die roten Nelken wanderten in die Tasche und Gesetz und Ordnung schienen gerettet. Aber die Polizei hatte die Rechnung ohne die Frauen gemacht. Diese, in einer Anzahl von 40 bis 50, marschierten dem Leichenwagen in einem Zuge voran. Wie erwähnt, herrichte schlechtes, regnerisches Wetter und es erchien als selbstverständlich, daß die reinlichen Sächsinnen, um ihr Oberkleid vor dem Schmutz zu schützen, daselbe ein Stück aufhoben. Was aber mußten da die Polizei-Augen sehen! Das verbotene Rot leuchtete in möglichst intensiver Nuance unter den aufgehobenen Kleidern der marschierenden Frauen hervor. Nahezu jede derselben trug einen roten Filzunterrock, wie sie damals gerade in Mode waren, und leuchtend wurden die verbotenen „republikanischen Abzeichen" durch die Strophen von Dresden getragen. Gegenüber Frauenlist erwies sich auch die Dresdener Polizei als ohnmächtig. Sie konnte doch unmöglich den sozialistischen Frauen gebieten, sich auf der Straße der „republikanischen Abzeichen" zu entledigen oder etwa anordnen, daß die Frauen ihre Oberkleider im Schmutz nachzuschleppen hätten. Noch lange bot dieser Streich der sozialistischen Frauen Dresdens gegen die Polizei Gesprächsstoff in Parteitreffen.

Als Beispiel dafür, was damals unter dem Sozialistengesetz einem sozialistischen Volksvertreter alles passieren konnte, mögen hier die Köhrtens Max Koseffers kurz geschildert werden. Kaiser, der den Wahlkreis Freiebey im Deutschen Reichstage vertrat, wurde in Dresden zu einer Gefängnisstrafe verurteilt und auf Grund des sächsischen Heimatgesetzes ausgewiesen. Man übergab ihm seitens der Behörde ein gedrucktes Zirkular, in dem er, der Reichstags-Abgeordnete, angewiesen wurde, sich alles Landstreichens zu enthalten, nicht in fremden Städten zu nächtigen, nicht zu betteln und nicht zu stehlen. Er kam nach Dresden zurück, als seine Ausweisungssfrist abgelaufen war, um bald darauf wieder verurteilt zu werden. Gleichzeitig sprach der Gerichtshof gegen ihn die Anwendung eines Paragrafen des Sozialistengesetzes aus, nach welchem ihm der Aufenthalt in allen Teilen des Deutschen Reiches verweigert werden könne, wo er noch nicht sechs Monate gewohnt habe! Diese Bestimmung hatte Geltung für die ganze Dauer des Sozialistengesetzes. Die Ausweisungen, die gegen Kaiser verhängt worden auf Grund des sächsischen Heimatgesetzes, hatten nur ein Jahr Geltung. Nachdem nach Ablauf eines Jahres eine zweite Ausweisung aus Dresden auf Grund des Heimatgesetzes — als Strahlung — hinsichtlich geworden war, kehrte er hier wieder nach dort zurück. Nun war für ihn die Situation die folgende: Er hatte das Recht in der Stadt Dresden zu sein. Aus der Kreisshauptmannschaft Dresden aber — der unmittelbaren Umgebung der Stadt — war er ausgewiesen. Er war aber Reichstagsabgeordneter und mußte nach Berlin, mußte also durch das Gebiet, aus welchem er ausgewiesen war, und dessen Betreten ihn straffällig machte. Um Klarheit zu bekommen, was zu ihm sei, wandte sich Kaiser persönlich an den General-Staatsanwalt v. Schwabe, um ihn zu einem Gutachten über seinen Fall zu veranlassen.

Der General-Staatsanwalt nahm all seinen juristischen Scharfsinn zusammen und erklärte seinem Reichstags-Kollegen Kaiser schließlich folgendes: Er dürfe in einem Eisenbahnzuge durch das sonst für ihn verbotene Gebiet der Kreisbahngesellschaft Dresden reisen, aber nicht aussteigen, da er sonst Bannbruch begehe und der Gefängnisstrafe verfallt. Kaiser war ein: „Wenn aber jetzt der Eisenbahnzug während dieser Fahrt durch das verbotene Gebiet verunglückt, wenn z. B. ein Rad bricht und ich den Wagen zu verlassen habe.“ „Das müssen Sie auf Ihr eigenes Risiko nehmen,“ lautete der Entscheid des Juristen.

Das Aufbringen von Geldern konnte natürlich nicht einheitlich sein. In dieser Stadt wurde in dieser, in jener in anderer Weise dafür gesorgt, daß der Partei die Munition nicht ausgehe. Je nach verschiedenen Umständen wurden auch die Geldmittel auf verschiedene Weise zusammengebracht. Es wurde viel Phantasia darauf verwandt, auf legale Weise Geld zusammenzubringen; teils mit Erfolg, teils ohne dem. Geling es aber nicht legal, so ging es desto besser unlegal. Man fand tausenderlei Mittel und Wege, um auch in dieser Beziehung der Polizei ein Schnippchen zu schlagen. In einzelnen Orten gab man regelmäßig monatlich eine Brochüre heraus, die im Geheimen verbreitet wurde und die als Parteibeitrag galt. Der Ueberfluß floß natürlich der Parteikasse zu. Anderswo gab man kleine Zeitungen heraus, so groß oder so klein vielmehr wie eine Hand, wie z. B. in Dresden, wo man unter dem Namen Chronik ein derartiges Blättchen eine kurze Zeit herausgab und den Ueberfluß zu Parteizwecken verwandte. Dann wurden unter allen möglichen Vorwänden Vergünstigungen veranfaßt, deren Eintrittsarten als Parteibeitrag galt. Ausflüge aller Art wurden veranstaltet und unter der Raie der Polizei Gelder gesammelt, die für irgend einen fiktiven Zweck verlangt wurden. Häufig wurden diese Sammlungen vorgenommen für die Zwillinge, die irgend ein Genosse Meier oder Schulze erhalten haben sollte, und für gewöhnlich war der Inhaber des gesammelten Geldes über alle Berge, wenn die Polizei sich erkundigen wollte, wo der Genosse Meier oder Schulze denn wohne. Die natürliche Organisation der deutschen Arbeiter unter dem Sozialistengeheiß war die Fabrik und dort wurden denn auch häufig, besonders in Orten mit starker sozialistischer Organisation, ganz regelmäßige Sammlungen für die Partei aufgebracht. So in Hamburg monatlich rund 2000 Mark. Oftmals verkaufte man auch Marken, die als regelmäßiger Parteibeitrag galten. Die gelungenste dieser Marken wurde von den Genossen in Karlsruhe ausgegeben. Sie zeigte das Bild eines Weisers, der seine Flöte blies, eine Anspielung auf den bekannten Ausruf Brades im Reichstag: „Wir pfeifen auf das Gezei!“ Auch sonst brachten die Genossen in Baden Humor in ihre Agitation. Hielten sie eine Versammlung oder Zusammenkunft ab, die die Polizei nichts anging, und merkte irgend einer der Genossen eine verdächtige Person im Kreise der Anwesenden, einen bekannten oder unbekanntes Pöbel, so stimmte er nach der Melodie der „Wacht am Rhein“ das Lied an, das als einziger Text den Satz enthält: „Es liegt ein fremder Kerl im Bett!“ Jeder der Anwesenden wußte nun sofort, woran er war und konnte sich danach richten.

Aus Kunst und Wissenschaft.

Karl Marx als Dichter. Es ist wenig bekannt, daß sich Karl Marx als 18jähriger Jüngling dichterisch verucht hat. Darüber ist nun in dem eben erschienenen ersten Band der von Franz Mehring gesammelten Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels (von März 1841 bis März 1844) näheres zu lesen. Es existieren als Manuskript drei Hefte Gedichte, die Karl Marx seiner Braut Jenny v. Westfalen im Jahre 1836 zugesandt hatte. Laura Lafargue, die Tochter unseres Vorkämpfers, schrieb über diese poetischen Versuche an Franz Mehring: „Ich muß Ihnen sagen, daß mein Vater diese Versuche reißflos behandelt hat: allemal, wenn meine Eltern darauf zu sprechen kamen, lachten sie herzlich über diese Jugendthorheiten.“ Auch Mehring erklärt, die Gedichte seien „formlos in jedem Sinne des Wortes“. Es sind romantische Gartenklänge: ein Lied der Eisen, ein Lied der Gnommen, ein Sang der Sirenen, Lieder an die Sterne, Götters Turmlied, des Sängers letztes Lied, das bleiche Mädchen oder auch der Knabe und das Mädchen, ein Balladenzyklus von Alboin und Rosamunde, selbst der tapfere Ritter fehlt nicht, der in der Fremde viele Heldenthaten verrichtet und dann just in dem Augenblick heimkehrt, wo die treulose Braut mit einem anderen zum Altare schreitet; romantische Gartenklänge, aber ohne den eigentümlichen Zauber der Romantik, jenen dämmerig webenden Mondenschein, der einem nach sonnenhafter Klarheit ringenden Geiste immer fremd bleiben mußte. An ein modernes Problem streift die Romanze vom Grabe: Napoleon wird darin von einem Erdgeist angeklagt, eine Welt gerührt zu haben, da er

doch geschaffen worden sei, eine Welt zu beglücken, aber ein Lichtgeißt begnadigt ihn und verjagt ihn unter die Sterne; wie weit ist Marx auch hier entfernt von den Napoleonliedern, die Blaten und Heine der patriotischen Beschränktheit mit Gott für König und Vaterland zum Truze sangen! In seinen Jugendgedichten ist Marx allzu oft, was er sonst nie gewesen ist: phantastisch und doch trivial, und sein Vater war keineswegs von dem eigenen Mangel an dichterischer Begabung beirrt, wenn er von dem „phantastischen Poeten“, dem „gemeinen Poetlein“ nicht viel wissen wollte. Der junge Marx erkannte übrigens bald, daß er zum Poeten nicht geboren sei und wandte sich rasch einem wichtigeren Gegenstande zu, der auf seine weitere Entwicklung dauernden Einfluß geübt hat — dem Studium der Hegelschen Philosophie.

„Lücken“ im Gedächtnis. Aus London wurde jüngst die seltsame Geschichte eines jungen Mädchens berichtet, das frühmorgens auf dem Zweirade von Haine fortgefahren war und am Abend in einer Vorstadt Londons in einer merkwürdigen Verfassung gefunden wurde: Die Dame konnte sich nicht mehr erinnern, wo sie wohnte, und konnte auch über ihre Familie keinerlei Angaben machen. Ein englisches Blatt, The Globe, hat die Sache näher untersucht und bei dieser Gelegenheit eine ganze Reihe von ähnlichen und noch wunderbareren Fällen von Amnesie entdeckt: Dr. Forbes-Wislow erzählt von einem Mann, der nach einem hitigen Fieber jede Kenntnis der Buchstaben A und B verlor, und von einem Soldaten, der nach einer Schädelrenovation nicht mehr die Zahlen 5 und 7 erkennen konnte. Dr. Abercombe schildert die Krankheit einer Dame, die an einem Donnerstagabend beim Kartenpiel von einem Schlaganfall getroffen wurde, und die, als sie am darauffolgenden Sonntag die Bestimmung wiedererlangte, zuerst die Frage stellte: „Was ist Trumpf?“, als wenn in der Zwischenzeit nichts passiert wäre. Der Phrenologe Comb erzählt die amüsante Geschichte eines Dienstmannes, der in seiner Trunkenheit ein Paket, das man ihm übergeben hatte, an eine falsche Adresse brachte. Als er wieder nüchtern wurde, konnte er sich beim besten Willen nicht mehr erinnern, wo er das Paket abgegeben hatte, aber als er einige Tage später wieder betrunken war, fiel ihm die Adresse sofort ein. Der bereits erwähnte Dr. Forbes-Wislow, der bei Krankheiten dieser Art als besonders kompetent gilt, erzählt noch, daß ein hochgebildeter Mann von 30 Jahren, der klassische Studien gemacht hatte, nach einer schweren Krankheit das ganze Gedächtnis verlor. Als er wieder gesund wurde, versuchte man, ihm wie einem kleinen Kinde die Namen der Gegenstände beizubringen, die sich in seiner Umgebung befanden; dann lernte er lesen und schließlich erhielt er Unterricht im Lateinischen. Er machte gute Fortschritte, und eines Tages lezte er, im Laufe einer Unterrichtsstunde, die Hand an die Stirn und sagte, daß er die Empfindung habe, als ob er das alles schon vorher gewußt hätte. Von diesem Augenblicke an erlangte er seine früheren Kenntnisse vollständig wieder.

Ueber eine Prüfung der Geschmacksempfindung bei einem ohne Gehirn geborenen Kinde macht Dr. Sternberg-Berlin interessante Mitteilungen. Es wurden dem Kinde 26 Stunden nach der Geburt — das Kind blieb zehn Tage am Leben, eine für derartige Mißbildungen ungewöhnlich lange Dauer — süß, bitter, salzig und sauer schmeckende Flüssigkeiten mittels verschiedener Haarpinsel auf die Zunge in den Mund eingetragten. Nachdem die süße Lösung auf die Zunge gebracht war, schlug das Kind die Augen auf, spitzte den Mund, schmeckte zum erstenmale — es hatte bis dahin überhaupt keine Nahrung zu sich nehmen wollen — mit sichtlichem Behagen, und biß sogar auf den Pinzel. Als sodann die bittere Lösung auf die Zunge gebracht wurde, verzog sich sofort das Gesicht, das Kind wandte den Kopf ab, hob ihn wiederholt etwas hoch und brachte mit dem Speichel die eingebrachte Flüssigkeit wieder zurück. Wurde jetzt wieder mit der Zuckerslösung gemischt, so wehrte das Kind zwar bei den ersten Versuchen entschieden ab, bald aber schluckte es wiederum und biß mit großem Behagen zu. Die saure Essigsäurelösung hatte zur Folge, daß das Kind kläglich das Gesicht zu dem „saurer Gesicht“ verzog, unruhig wurde, den Kopf in die Höhe hob und beiseite wandte, also Mißbehagen empfand. Auch jetzt wich dieses einem behaglichen süßen Gesichtsausdruck bei nochmaligem Bepinseln mit der Zuckerslösung. Auch die salzige Lösung bewirkte, daß das Kind unruhig wurde, den Mund zusammenpreßte und nicht schluckte. Hiernach sind auch von dem gehirnlosen Kinde dieselben mimischen Reflexbewegungen ausgeführt worden, wie sie bei Erwachsenen bekannt sind und bei neugeborenen normalen Kindern in der letzten Zeit mehrfach nachgewiesen worden sind. Der hier mitgeteilte Fall betrifft die erste in der Literatur veröffentlichte Untersuchung der Geschmacksempfindung an einem gehirnlosen Kinde.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Däumig in Halle. — Druck der Halle'schen Genossenschaftsdruckerei.

ge-
ste-
ber
eine
mit
sch-
tig-
de

